

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 3

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Biebig.

(Fortsetzung.)

5

Wie auf der Flucht, so waren sie mit dem Kinde enteilt. Sie hatten es in den Wagen gepackt — schnell, schnell! —, der Kutscher hatte auf die Pferde gepeitscht, die Räder hatten sich knirschend gedreht. Wie ein böser Traum, den man gern vergisst, so blieb das Venndorf, versunken, in ihrem Rücken. Sie sahen nicht mehr nach ihm zurück.

Ein ödes Grau lag überm Benn. Die Sonne, die noch am Morgen geschienen hatte, war so ganz verschwunden, als hätte sich hier nie ein Strähnchen von ihr gezeigt. Der plötzliche Vennebel war da und bezog alles. Wo vordem noch eine Aussicht gewesen war, ein Auslug ins Weite, war jetzt eine versperrende Mauer. Eine Mauer, nicht von Stein und nicht von Lehm, und doch um vieles fester. Sie riß nicht, sie barst nicht, sie wankte nicht, sie wischte nicht dem Hammerschlag der kraftvollsten Faust. Mächtig und undurchdringlich baute sie sich aus den Sümpfen und ragte vom Moorland bis hinauf zu den Wolken — oder hatten sich die Wolken hinab zur Erde gesenkt?

Himmel und Benn, beides eins. Nichts als Grau, ein zähes, feuchtes, fastes, fließendes und doch festes, unergründbares, geheimnisvolles, schauriges Grau. Ein Grau, aus dem der, der sich im Moor verirrt, nimmermehr herausfindet. Der Nebel ist zu zähe; er hat Arme, die packen, die so dicht umfangen, daß man nicht mehr vorwärts sehen kann, nicht rückwärts, nicht nach links, nicht nach rechts, daß der Ruf erstickt, der sich aus angstgepreßter Kehle entringen will, und das Auge blind wird für jeden Weg, jede Fußspur.

Der Kutscher flüchte und hieb auf die Pferde ein. Von der Straße war nichts mehr zu sehen, aber auch gar nichts mehr, kein Graben zur Seite, keine Telegraphenstange, kein Ebereschenhäumchen. Wie zerflossen war die breite, mühselig angelegte Chaussee im Venngau. Ein Glück, daß die Gäule noch nicht verwirrt waren. Die folgten ihrer Nase, warfen ihre langen Schweife, wieherten hell und trabten mutig drauflos ins Nebelmeer.

Schäudernd hüllte Käte sich und das Kindchen fester ein; nun brauchten sie alle vorsorglich mitgenommenen wärmenden Hüllen. Ihr Mann packte sie noch fester ein, und dann legte

er, wie schützend, den Arm um sie. Eine böse Fahrt!

Sie hatten den Wagen schließen lassen, aber das kalte Grau drang doch zu ihnen herein; es zwang sie durch alle Ritzen, durchs Glas der Fenster, füllte den Innenraum, daß ihre Gesichter wie bleiche Flecke schwammen im dunstigen Dämmer, und legte sich schwer, hemmend auf ihren Atem.

Käte hüstelte, und dann zitterte sie. In ihrer Seele war jetzt nichts von Freude, sie fühlte nur Angst, Angst um den errungenen Besitz. Wenn die Mutter jetzt hinter ihnen drein käme — oh, dieses schreckliche Weib mit der blitzenenden Axt! In einem Grauen sondergleichen preßte sie die Augen zu — nur das nicht mehr sehen! Und doch riß sie die Augen wieder auf, fühlte Angstschweiß auf ihrer Stirn und das Beben ihres Herzens — weh, bis in ihre Träume würde sie dieses verfolgen! Bis zu ihrer letzten Stunde würde sie das nicht mehr loswerden — nie, nimmermehr — das Weib mit der blitzenenden Axt!

Dicht an ihrem Kopf war das Beil vorübergesaust — der Luftzug des Schwunges hatte ihr Schläfenhaar wehen gemacht —, es hatte ihr nichts getan, in den Pfosten der Tür nur war es gefahren und hatte den krachend gespalten. Und doch war ihr Leides geschehen. Wie in Entsetzen fasste sich Käte mit beiden Händen an die Schläfen: nie, nie würde sie diese Angst wieder los!

In ihrer Seele war eine fast abergläubische Furcht, eine Furcht wie vor einem Gespenst, das da umgeht. Nur fort von hier! Nur nie wieder hierher zurück! Nur jede Spur hinter sich verlöscht! Nie durfte jene erfahren, wohin sie sich gewendet hatten! Berlin — leider! — die Adresse hatten sie dem Gemeindvorsteher gegeben, aber Berlin war ja so weit, dorthin würde das Bennweib niemals kommen!

Und das Benn selber — ?! Huh! Sich schützend vor Grausen sah Käte hinaus ins graue Nebelgewoge. Gott sei Dank, daß blieb ja hier, das würde bald ganz vergessen sein! Wie hatte sie nur dieses öde Benn einmal schön finden können?! Sie begriff sich nicht. Was war denn Reizvolles an diesen unwirtlichen Flächen, auf denen nichts gedielt als hartes Gras und zähes Heidekraut? Auf denen kein Korn seine Ähren

wiegte, kein Singvogel sein kleines Lied pfiff, keine fröhlichen Menschen gesellig lebten, überhaupt keine Heiterkeit war, kein lauter Ton; nur Todesschweigen und Kreuze am Weg. Hier war's schrecklich!

Angstvoll, während ihr Auge vergebens nach einem Lichtblick suchte, stieß sie hervor: „Paul, laß uns heute noch abreisen! So schnell als möglich abreisen!“

„Hm war's recht. Auch ihm war nicht wohl zumute. Wenn dieses Weib, diese Bestie, in ihrem plötzlichen Wutausbruch seine Frau getroffen hätte?! Aber er konnte sich selber einen Vorwurf nicht ersparen: wer hatte es ihn geheißen, sich mit solchem Volke einzulassen? Solcher Unkultur ist man nicht gewachsen!

Und ein Unwillen gegen das Kind ergriß ihn, das da so friedlich im Arm seiner Frau schlummerte. Finster sah er in das kleine Gesicht: würde er das je, je lieben können? Würde nicht die Erinnerung an des Kindes Herkunft seiner Neigung stets hindernd sein? Ja, er hatte sich übereilt. Wieviel besser hätte er daran getan, seiner Frau vernünftig ihren Wunsch auszureden, ihrer romantischen Idee, dieses Kind, gerade dieses Kind anzunehmen, energisch entgegenzutreten!

Die Brauen zusammengezogen, die Stirn in Falten, schaute er auch hinaus zum Fenster, an dessen Glas sich das Grau klebte und in großen Tropfen niederrann.

Draußen heulste jetzt der Wind; er hatte sich plötzlich aufgemacht. Und er heulte stärker, je mehr sie sich dem Scheitel des hohen Venn näherten, fauchte um den Wagen wie ein böser Hund und sprang den Pferden gegen die Brust. Die Gäule mußten sich wehren, ihren Trab verlangsamten; nur mühsam schwankte der Wagen voran.

Nie, niemals durfte dieses Kind erfahren, woher es stammte, denn sonst — in tiefen Gedanken starrte der neue Vater ins Venn, dessen Nebelwand jetzt für Augenblicke durch einen wütenden Windstoß auseinandergerissen ward — denn sonst — — was, denn sonst?! Er fuhr sich über die Stirn und atmete beklommen. Es beschlich ihn etwas wie eine Furcht, aber er machte sich selber nicht klar: wovor.

Den Blick zu seiner Frau wendend, sah er, daß sie ganz in Betrachtung des schlafenden Kindes versunken war, und seine Mißstimmung wurde dadurch nicht kleiner. Er zog ihre Rechte, die sie stützend unter des Kindes schwer hinge-

sunkenen Kopf hielt, fort: „Laß doch, ermüde dich doch nicht so! Er wird auch schon so weiter schlafen!“ Und als sie besorgt „St“ machte, erschrocken, ob der kleine Schläfer auch nicht gestört sei, sagte er nachdrücklich: „Eins muß ich dir sagen, mein Kind, und dich dabei auch warnen: gib nicht gleich dein ganzes Herz — warte erst ab!“

„Wieso?“ Verwundert sah sie ihn an, sie hörte einen Unterton aus seiner Stimme heraus. „Warum sagst du das so — so — nun so ärgerlich?!“ Leise lachte sie auf in einem glücklichen Vergessen. „Weißt du — ja, es war abscheulich, unendlich peinlich in dieser Umgebung — aber, Gott sei Dank, jetzt ist's ja überstanden! Eine Mutter vergißt ja so schnell all die Schmerzen, die sie bei der Geburt ihres Kindes gelitten hat — wie sollte ich das Widrige heut' nicht auch vergessen?! Sieh nur,“ — und sie streichelte, vorsichtig liebkosend, mit der Spitze ihres Fingers die warmrot geschlafene Wange des kleinen Jean-Pierre — „wie unschuldig, wie lieblich! Ich freue mich so! Freu' dich doch auch, Paul, du bist ja sonst so herzensgut! Komm, nun laß uns mal überlegen, wie wir den Jungen eigentlich nennen wollen!“ Es war eine große Weichheit in ihrem Ton: „Unsern Jungen!“

Sie hörte nicht mehr den Wind, der zum Sturm geworden war. Sie hatte jetzt so vieles zu überlegen. „Jean-Pierre“, nein, das blieb auf keinen Fall! Und heute abend noch würde man von Spaa bis Köln fahren, denn dort erst konnte man es wagen, eine Wärterin zu engagieren; dort hatte ja kein Mensch mehr eine Ahnung vom Venn. Und in Köln würde man auch schleinigt die so notwendigen Kindersachen kaufen.

Wie sollte man sich mir behelfen bis dahin?! Ganz besorgt sah Schlieben auf seine Frau: die hatte ja so gar keine Ahnung von kleinen Kindern! Aber sie lachte ihn aus und tat wichtig: wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Und hier der kleine Liebling war ja so brav, noch nicht gemükt hatte er, seit sie fortgefahren waren, hatte immerfort geschlafen, als gäbe es keinen Hunger und keinen Durst, als gäbe es nur ihr Herz, an dem er sich wohlig fühlte.

Allmählich wurde es behaglicher im Wagen. Es war, als ströme der sanft ruhende Kinderkörper eine wohlstuende Wärme aus. Hauch des Lebens stieg auf aus der sich kräftig heben-

den, gleichmäßig atmenden kleinen Brust; Freude des Lebens glühte aus den rosiger und rosiger werdenden Wangen; Segen des Lebens tropfte von diesen winzigen, im Schlaf zu Fäustchen gehaltenen Händen. Still vor sich hinsinnend, mit verhaltenem Atem, schaute die Frau in ihren Schoß, und der Mann, gerührt und seltsam bewegt, nahm des Kindes winzige Faust in seine große Hand und besah sie lächelnd: ja, nun waren sie Eltern!

*

Draußen aber war das Grauen. So kann der Herbst nur stürmen im wilden Venn. Hier gibt es kein sanft-wehmütiges Scheiden des Sommers, kein leises Sichheranstehlen des Winters, keinen mild vorbereitenden Übergang, hier setzt das Unwetter ein mit Macht, aus Sonnenwärme schlägt's um in Eiseskälte. Der Sturm faust übers braune Hochland, daß sich das niedrige Kraut noch niedriger duckt und die kleinen Wacholderstöcke sich noch kleiner machen. Mit Pfiff und Geschrill, mit Gebell und Geheul jagt der Bennwind, stöbert in Sumpfloch und Torfgrube, peitscht die trüben Lachen, wirft sich ins angeschonte Tannendickicht mit Gewalt, daß das stöhnt und ächzt und knackend zusammenschaudert, und rast dann weiter um verwitterte Kreuze.

Wie Orgelton braust es übers Moor — oder ist es das Rauschen der schäumenden Brandung? Nein, hier ist kein Wasser, das Ebbe und Flut hat und in weißen Wogen gegen den Strand wässt, hier ist nur das Venn; aber es gleicht dem Meer in seiner ewigen Weite. Und seine Lüfte sind stark wie Meerestlüste, und seiner Vögel schriller Schrei ist wie Möwenschrei, und Natur spielt — hier wie dort — mit gewaltigem Griff auf der Orgel des Sturms das Lied von ihrer Allmacht.

Über den Scheitel des großen Venns kroch der kleine Wagen. Die Winde wollten ihn hinunterblasen wie ein winziges Käferchen. Immer wütender stießen sie gegen das Gefährt, kläfften und heulten wie mit Wolfsgeheul, winselten um seine Räder, schnauften um seine Wände; stemmten sich vorn ihm entgegen und zerrten von hinten wie mit gierigen Zähnen daran: weg mit dem hier. Und weg auch mit denen, die darinnen saßen! Diese Eindringlinge, diese Diebe, die führten etwas mit sich fort, das dem Venn gehörte, einzig und allein dem großen Venn!

Es war ein Kampf. Ob der Rutscher auch

auf die Pferde hieb, die mutigen Gäule stützten doch, blieben stehen und schnauften ängstlich. Der Mann mußte abspringen, sie eine Strecke führen, und noch immer zitterten sie.

Aus den Gruben stieg's auf und winkte mit wehenden Schleiergewändern und wollte halten mit feuchten Armen. Ein Greifen war's, ein Haschen, ein Langen; ein Reihen von Nebeln und ein sich tüpfisch wieder Zusammenballen, ein Chaos von wirbelnden, quirlenden, brauenden, grauenden Dünsten. Und klägliche Töne von Wesen, die man nicht sah.

Waren alle Grüste lebendig geworden? Stiegen die herauf, die hier geschlafen hatten, von Pferdeschnaufen und Peitschenknall geweckt, unwillig ob ihrer verletzten Ruh'? Was waren das für Laute?!

Das stille Venn war lebendig geworden. In des Sturmes dumpfen Orgelbraus mischte sich Schrillen und Pfeifen, Gellen und Krächzen und Flügelschlagen und empörtes Schreien.

Durchs Nebelmeer schwamm eine Schar von Vögeln. Sie ruderten rechts, ruderten links, äugten unruhig nieder zum fremden Gefährt, standen Minuten bewegungslos über ihm, mit gespreizten Flügeln, zum Niederstoßen bereit, und stießen dann ihr Geschrei aus, ihr aufgeschrecktes, scharfdurchdringendes Wildlingsgeschrei. Heute hatte das nichts Sieghaf tes an sich — es klang wie Klage.

Und das Venn weinte. Große Tropfen ent sanken den Nebeln; die Nebel selbst wurden zu Tränen, zu langsam fallenden und dann zu stürzenden, unaufhaltsamen, strömenden Tränen.

6

Schließens hatten glücklich Berlin erreicht. Frau Räte war angegriffen, als sie aus dem Coupé stiegen; ihr Haar war verwirrt, ihre Eleganz ein wenig mitgenommen. Es war doch keine Kleinigkeit gewesen, mit dem Kinde die weite Reise zu machen. Ein Glück nur, daß sie in Köln so rasch eine gute Wärterin gefunden hatten — eine Witwe, kinderlieb und wohlerfahren, eine echte rundlich-behäbige Kinderfrau — aber es hatte für die Mutter doch noch genug zu sorgen gegeben. Ob das Kind sich erkältet hatte oder ob ihm die Flasche nicht schmeckte? Es hatte geschrien, mit der ganzen Kraft seiner Lungen — kein Umhertragen half, kein Schaukeln, kein Wiegen, kein Singen — es hatte geschrien aus vollem Halse während der ganzen Fahrt nach Berlin.

Aber, Gott sei Dank, nun war man ja zu Hause! Und wie mit Zauberschnelle ordnete sich alles. Die behagliche Wohnung von früher war freilich vermietet; aber im Grunewald entstand Villa neben Villa, und da man jetzt ja so viel mehr Platz brauchte, bezog man eine dieser Villen. Erst zur Miete; dann würde man sie wohl kaufen, denn es war wirklich nicht möglich, ein Kind wie dieses in eine Stadtwohnung zu bringen. Einen Garten mußte es doch haben.

Sie nannten ihn Wolfgang. „Wolf“ hatte etwas so Kurzes, Kraftvolles, Energisches, und mit einem leisen wohligen Schauer dachte es Mäte — es war wie eine geheime Erinnerung an das Venn, jene Wildnis, über die sie trium-

phiert hatten, und der sie nur dies eine kleine Zugeständnis machten. Und „Wölfchen“ — wenn man so das „Wolf“ verkleinerte — klang es nicht unendlich liebevoll?!

„Wölfchen“ — das sagte die junge Mutter wohl hundertmal am Tag.

Die junge Mutter! Frau Mäte fühlte es: ach, ja, sie war wieder jung geworden mit ihrem Kinde, ganz jung. Ihre fünfunddreißig Jahre hätte ihr niemand geglaubt, und sie selber am wenigsten. Wie konnte sie laufen, wie die Treppe hinaufhuschen, wenn es hieß: „Das Kind ist aufgewacht! Es schreit nach der Flasche!“

Sie, die früher so viele Stunden auf der



Auf dem Hafendamm.

Nach dem Gemälde von H. Hellhoff.

Chaiselongue zugebracht hatte, kam jetzt keine Minute im Tag zum Hinlegen; dafür schlief sie des Nachts um so fester. Es war doch so, wie sie andre Frauen hatte sagen hören: ein Kleines nimmt die Mutter ganz und gar in Anspruch. Oh, was waren es für inhaltleere, farblose Tage gewesen, die sie früher so hingelehnt hatte! Jetzt erst hatte ihr Leben Inhalt, Wärme, Glanz.

Jeden Tag ging sie neben dem Kinderwagen her, den die Wärterin schob, und es machte ihr ein besonderes Vergnügen, selber einmal den leichten kleinen Wagen mit seinem weißen Lack, den vergoldeten Knöpfen und den blauen Seidengardinen zu fahren. Wie die Leute nach dem eleganten Wagen sahen — nein, nach dem schönen Kinde drehten sie sich um! Ihr Herz klopfte vor Freude, ihr geschmeicheltes Ohr fing die Rufe der Bewunderung auf — „Das reizende Kind!“ — „Wie elegant!“ — „Die prachtvollen Augen!“ und dann schlug ihr Herz noch geschwinder, ein Gefühl seligen Stolzes erfüllte sie, so daß sie einherging, den Kopf frei gehoben, die Augen voll Glück. Alle hielten sie ja für die Mutter, für des jungen Kindes junge Mutter, für des schönen Kindes schöne Mutter! Wie oft hatten Fremde ihr schon von der Ähnlichkeit gesprochen: „Ihnen wie aus den Augen geschnitten, gnädige Frau, nur das Haar ist dunkler als das Ihre!“ Dann hatte sie jedesmal gelächelt mit einem tiefen Erröten. Sie konnte den Leuten doch nicht sagen, daß er ihr eigentlich gar nicht ähnlich seien konnte! Wußte sie es jetzt doch selber kaum mehr, daß kein Tropfen ihres Blutes in Wölfchens Adern floß. —

Nach ihr schaute er zuerst, wenn er erwachte. Zwar stand sein müßverhangenes Bettchen neben dem Bett der Wärterin, aber der Mutter galt doch sein erster Blick, und auch sein letzter, denn niemand verstand es so gut wie sie, ihn in Schlaf zu singen.

„Schlaf, mein süßes Kind,
Draußen geht der Wind.
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —“

das tönte Abend für Abend leise und schmeichelnd aus der Kinderstube, und der kleine Wolf schlief sanft dabei ein, beim Lied vom Wind und Regen ob schutzlosen Häuptern und

von Bettlern, deren Kleider der Hund zerreißt. —

Schlieben hatte jetzt keine Veranlassung mehr, sich über die Stimmungen seiner Frau zu beklagen. Alles war anders geworden — auch ihre Gesundheit — gleichsam neu, als sei noch einmal ein Leben begonnen. Und er selber? Er selber hatte jetzt viel mehr Lust zur Tätigkeit. Nun er wieder ins Geschäft eingetreten war, fühlte er ein sonst nicht gekanntes Behagen, wenn er sah, daß neue Unternehmungen glückten. Unternehmungsgeist hatte er früher nie gehabt — wozu auch? Was er und seine Frau brauchten, hatten sie reichlich. Natürlich war es ihm angenehm gewesen, gut abzuschließen, aber daß es ihm Freude gemacht hätte, Geld zu verdienen, hätte er nicht sagen können. Er hatte immer mehr Vergnügen daran gefunden, es auszugeben.

Der alte Schlieben war darin ganz anders gewesen, von einer viel weniger großen Leichtigkeit, und er hatte sich, solange er lebte, stets darüber Vorwürfe gemacht, daß er den einzigen Sohn bei einem Kavallerieregiment hatte dienen lassen; da war dem von der kavalleristischen Flottheit etwas kleben geblieben, das mit den Ansichten des ursprünglichen, behäbig-bürgerlichen Kaufmanns nicht recht stimmen wollte. Und die Schwiegertochter? Nun, die war auch nicht so ganz nach dem innersten Herzen des alten Herrn gewesen, die hatte zuviel modernes Zeug im Kopf, und der Paul wurde ganz davon angesteckt. Man konnte ja ein gebildeter Mensch sein — warum nicht? und sich auch für die Kunst interessieren, ohne darum so wenig realen Sinn zu besitzen!

Der biedere Mann, der Kaufmann von echtem Schrot und Korn und Urberliner, hatte nicht mehr die Freude gehabt, an seinem Sohn zu erleben, was jetzt dessen Sozien mit Bewunderung und ungemeinem Erstaunen wahrnahmen. Sie brauchten jetzt nicht mehr über Schliebens mangelndes Geschäftsinntesse die Achseln zu zucken und eine gewisse Spur auf die Frau zu haben, die ihn so ganz in Beschlag nahm; jetzt hatte er das Interesse, das sie wünschten. Jetzt machte es ihm Freude, auf ihre Projekte einzugehen; es erschien ihm selber Bedürfnis, ja geradezu geboten, neue Verbindungen anzufüpfen, den ruhigen, von lange her eingeschlagenen Geschäftsgang nach rechts und links, nach allen Seiten zu erweitern. Er zeigte Geschäftsgen und wurde auf einmal praktisch.

Und mitten in seine Berechnungen vertieft am Pult sitzend, konnte Schlieben sich dabei ertappen, daß er dachte: „das wird dem Jungen einmal von Nutzen sein!“ Dann aber konnte ihn dieser Gedanke doch wieder so irritieren, daß er die Feder hinwarf und unwirsch vom Pulte auffsprang: nein, nur seiner Frau zu Gefallen hatte er den Jungen angenommen, lieben wollte er ihn nicht!

Und doch, wenn er zu Tisch nach Hause kam, an jenen kostlichen Nachmittagen, in denen die Kiefern um sein Haus dufteten und die reine Luft den nach angespannter Arbeit erwachten Appetit noch verstärkte, wenn ihm dann der Junge mit Geschrei entgegenzappelte, seinen kleinen Bauch klopfend: „Pappa — essen — gut mecken“, und Räte sich lachend am Fenster zeigte, dann konnte er sich nicht enthalten, den hungrigen Schreier hoch in die Luft zu schwingen und ihn erst nach einem freundlichen Klaps wieder auf die Füße zu stellen. Er war doch ein famoser Kerl! Und immer bei Appetit. Nun, Gott sei Dank, satt zu essen würde er ja auch immer haben!

Eine gewisse Behäbigkeit kam dabei über den Mann. Was er früher nie so gefühlt hatte: daß ein eigenes Heim ein Glück bedeutet — das fühlte er jetzt. Und er empfand die Wohltat des gesicherten Besitzes, der es gestattet, sich das Leben mit allen möglichen Unnehmlichkeiten auszustalten. Hübsch war das Haus! Aber wenn er es demnächst kaufte, baute er doch noch an, und das Grundstück daneben kaufte er auch noch zu. Es wäre doch höchst fatal, wenn sich da etwa einer einem dicht auf die Nase setzte!

Es war Schlieben seinerzeit schwer geworden, hier draußen Wohnung zu nehmen, nachdem er, solange er denken konnte, in einer Berliner Stadtwohnung gelebt hatte. Nun aber pries er den Gedanken seiner Frau, hier herauszuziehen, als sehr glücklich. Nicht nur des Kindes wegen! Man hatte selber hier draußen ja einen ganz andern Genuss seines Heims; man kam viel mehr zum Bewußtsein eines solchen. Und wie viel gesünder war's — wahrhaftig, der Appetit war kolossal! Man wurde noch der reinsten Materialist! Und von seinem knurrenden Magen getrieben, folgte Schlieben dem eßlustigen Jungen ins Haus. — — —

Wolfgang Solheid, genannt Schlieben, bekam die ersten Hosen. Es war ein Fest fürs ganze Haus. Räte ließ ihn heimlich photo-

graphieren, denn hübscher hatte nie ein Junge in ersten Hosen ausgesehen. Und sie stellte ihrem Mann das Bild des noch nicht Dreijährigen — weiße Hosen, weißer Faltenkittel, Pferdchen im Arm, Peitsche in der Hand — von einem Rosenkranz umgeben, in die Mitte seines Geburtstagstisches. Das war ja unter all den vielen Geschenken das Beste, was sie ihm geben konnte. Wie kräftig Wölfschen war! Hier auf dem Bilde sah man's erst: so groß wie ein Vierjähriger! Und trotzig sah er aus, unternehmend wie ein Fünfjähriger, der schon an Streit mit andern Buben denkt.

Glückselig wies die Frau dem Manne das Bild, und ein solches Leuchten war dabei in ihren Augen, daß er sich innig freute. Er dankte ihr, sie küßend, viele Male für diese Überraschung: ja, dieses Bild sollte neben dem ihren auf seinem Schreibtisch stehen! Und dann schäferten sie beide mit dem Knaben, der sich in seinen ersten Hosen, die ihm noch unbequem waren, ungebärdig über den Teppich wälzte.

Schlieben konnte sich nicht entsinnen, je seinen Geburtstag so angenehm verlebt zu haben wie dieses Mal. Es war so viel Heiterkeit um ihn, so viel Freude. Und wenn auch Wolf schon am Mittag die ersten Hosen zerrissen hatte — wie und wo war der bestürzten Wärterin ganz unbegreiflich —, so störte das den Festtag nicht, im Gegenteil, das Lachen wurde noch heller. „Zerreize Hosen, mein Junge, zerreiße,“ flüsterte die Mutter lächelnd in sich hinein, als ihr der Schaden gezeigt wurde, „sei du nur froh und stark!“

Am Abend war Gesellschaft. Die Fenster der hübschen Villa waren hell erleuchtet, und im Garten war italienische Nacht. Lau war die Luft; unbeweglich breiteten die Kiefern ihre Äste unterm Sternenhimmel, und großen Glühwürmern gleich schimmerten bunte Lampions in Büschen und Laubgängen.

Im Oberstock der Villa, im einzigen nicht beleuchteten, nur von einer Milchglasampel matt beschienenen, durch dicke Vorhänge und Jasoulien still gehaltenen Gemach, lag Wölfschen und schlief. Aber unten ließ man ihn leben.

An der Festtafel war der Hausherr schon betoastet worden und dann seine liebenswürdige Gattin — mit was konnte man den Gefeierten nun noch mehr feiern, als daß man den Jungen leben ließ, seinen Jungen?!

Der Geheime Sanitätsrat Hofmann, der erprobte Arzt und langjährige Freund des Hau-

ses, bat sich das Vorrecht aus, diese paar Worte sprechen zu dürfen. Er als Arzt, als Berater in mancher Stunde, er wußte ja am besten zu sagen, woran es hier noch gemangelt hatte. Alles war dagewesen: Liebe und innigstes Verstehen und auch das äußere Glück, aber — hier machte er eine kleine Pause und nickte der ihm gegenüberstehenden Frau des Hauses freundlich-verständnisinnig zu — das Kinderlachen hatte gefehlt! Und nun war auch das da!

„Kinderlachen — oh, du Erlösung!“ rief er und zwinkerte, und eine Rührung kam dabei in seine Stimme, denn er gedachte auch seiner eigenen drei, die freilich jetzt schon selbstständig draußen im Leben ihren Weg gingen; aber ihr Lachen, das klang ihm noch in Herz und Ohr.

„Kein Kind — kein Glück! Aber ein Kind — ein Glück, ein großes Glück! Und hier zumal! Denn meine Doktoraugen haben sich noch kaum je an einem prächtigeren Brustkasten, an einem famoser entwickelten Schädel, an strammeren Beinen und blankeren Augen geweidet. Alle Sinne sind scharf; der Junge hört wie ein Luchs, sieht wie ein Falke, wittert wie ein Hirsch, fühlt — nun, ich habe mir sagen lassen, daß er schon auf die leiseste Berührung seiner Rehrseite lebhaft reagiert. Nur der Geschmack ist bis jetzt nicht in gleichem Grade fein entwickelt — der Junge ist alles! Aber dies wiederum ist mir ein neuer Beweis seiner besonderen körperlichen Bevorzugung, denn, verehrte Anwesende —“ hier kniff der Doktor scherhaft blinzelnd das eine Auge zu — „wer von Ihnen spräche nicht mit mir: ein guter Magen, der alles verträgt, ist die größte Lebensmitgabe einer gütigen Vorsehung! Der Junge ist ein Glückskind. Ein Glückskind im doppelten Sinn des Wortes, denn nicht nur ist er selber alles Glückes voll, nein, das Glück ist auch bei denen, die um ihn sind, durch ihn eingefehrt. Hier, unsere liebe Frau, haben wir sie je früher so gesehen? So jung mit den Jungen, so froh mit den Frohen! Und hier, unser verehrter Freund — 's ist wahrhaftig nicht, als hätte der heute die Mitte der Vierzig erklommen —, der steckt ja voll von Tatkraft, von Plänen und Unternehmungen wie einer mit zwanzig! Und hat dabei die schöne Ruhe, die behagliche Gesättigtheit des glücklichen Hausvaters. Und das macht alles, alles der Glücksjunge! Darum, Dank sei der Stunde, die ihn bescherte, dem Winde, der ihn hergetragen hat! Woher — ?!“

Der Doktor, der eine kleine boshafte Ader

hatte, machte jetzt geslissenlich eine Pause, räusperte sich und zupfte an seiner Weste, sah er doch so manches neugierige Auge erwartungsvoll auf sich gerichtet. Aber er sah auch den raschen, betroffenen Blick, den das Ehepaar miteinander tauschte, sah, daß Frau Käte erblaßt war und ängstlich, fast flehend an seinen Lippen hing, und so fuhr er geschwind mit einem gutmütig-einlenkenden Lachen fort: „Woher, meine Damen — nur Geduld! Das will ich Ihnen jetzt sagen: vom Himmel ist er gefallen! Wie die Sternschnuppe fällt in der Sommernacht. Und unsre liebe Frau, die just spazieren ging, hatte ihre Schürze aufgehalten und hat ihn sich heimgetragen in ihr Haus. So ist er denn der Stern dieses Hauses geworden, und wir alle und ich ganz besonders — wenn ich nun auch als Arzt hier überflüssig geworden bin — freuen uns seiner, ohne zu fragen, woher er uns ward. Alle gute Gabe kommt von oben, das haben wir schon in der Jugend gelernt — darum: auf das Wohl dessen, der unsern Freunden vom Himmel gefallen ist!“

Der Doktor war ernst geworden, es war eine gewisse Feierlichkeit darin, wie er jetzt seinen Champagnerkelch hob und ihn austrank bis zur Neige: „Prost Rest! Auf das Wohl des Kindes, des Sohnes dieses Hauses! der Glücksjunge, er wachse, blühe und gedeihe!“

Die schön geschliffenen Gläser klangen melodisch-hell aneinander. Es war ein Schwirren, ein Lachen, ein Hochrufen an der Festtafel, daß der kleine Junge oben in seinem Bettchen sich unruhig hin und her zu wälzen begann. Er murkte unzufrieden im Schlaf, warf die Lippen auf und zog die Stirn kraus zwischen den kleinen Brauen.

Unten rückten die Stühle. Man war aufgestanden, ging zu den Eltern hin und drückte ihnen, gleichsam gratulierend, die Hand. Das hatte Hofmann wirklich hübsch gemacht, wirklich riesig nett! Dieser kleine Kerl war aber auch allerliebst! Alle anwesenden Frauen waren sich darin einig, selten ein so hübsches Kind gesehen zu haben.

Kätes Herz, das bei dem Toast anfänglich ein wenig bang geklopft hatte — der gute Doktor würde doch, angeregt durch ein gutes Glas Wein und ein gutes Diner, nichts ausplaudern von dem, was man nur ihm und dem Anwalt anvertraut hatte?! — klopfte jetzt in einer lebhaften Empfindung von Glück. Ihre Augen suchten ihren Mann und sandten ihm heim-

lich-zärtliche, dankerfüllte Blicke. Und dann ging sie zu dem alten Freund hin und dankte ihm für all die guten, lieben Worte. „Auch in Wölfchens Namen“, sagte sie herzlich weich.

„Also hab' ich's doch recht gemacht? Na, das freut mich!“ Der Freund zog ihren Arm in den seinen und ging ein wenig abseits von den übrigen mit ihr auf und ab. „Ich sah es, liebe Frau, Sie waren ängstlich, als ich von des Jungen Herkunft anfing. Was denken Sie denn von mir?! Aber es geschah mit Absicht, längst habe ich auf die Gelegenheit gebrannt. Glauben Sie mir, wenn ich jedesmal einen Taler kriegte, so oft ich nach des Jungen Herkunft — sei's offen oder hintenherum — ausgefragt werden soll, ich wäre jetzt schon ein vermögender Mann. Über manche Frage habe ich mich geärgert; das heut' war die Antwort darauf. Hoffentlich haben sie sie verstanden! Sie sollen künftig ihre Vermutungen für sich behalten!“

„Vermutungen — ?!“ Räte zog die Augenbrauen zusammen und drückte des Arztes Arm. Was vermuteten die Leute — wußten sie schon etwas, ahnten sie das Wenn?! Eine plötzliche Angst fiel sie an. Mit Blitzesschnelle tauchten Bilder vor ihr auf — hier mitten im festlich hellen Raum — dunkle Bilder, von denen sie nichts mehr wissen wollte.

„Um Gottes willen“, sagte sie leise, und ein Bittern war in ihrer Stimme. Wenn die Leute erst etwas wußten, oh, dann — sie sprach es nicht aus, die plötzliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen —, dann wurde man die Vergangenheit nicht los! Dann kam die und verlangte ihr Recht und war nicht mehr abzuschütteln! „Glauben Sie“, flüsterte sie stockend, „glauben Sie — daß man — das Richtige — vermutet?“

„Wo, keine Spur!“ Hofmann lachte, wurde aber dann gleich ernsthaft. „Lassen wir doch die Leute und ihre Vermutungen, liebe Frau!“ O weh, da hatte er sich auf ein heikles Thema eingelassen — ihm wurde ganz heiß — wenn sie wußte, daß man ihrem Paul, dem treuesten aller Ehemänner, eine ganz besondere Verpflichtung gegen das Kind zuschrieb?!

„Vermutungen — ach, was vermutet man denn?“ Sie drängte ihn, ihre Augen forschten angstvoll.

„Unsinn“, sagte er kurz. „Was wollen Sie sich darum kümmern?! Aber das habe ich Ihnen und Ihrem Gatten ja gleich gesagt: wenn Sie ein solches Geheimnis aus des Kna-

ben Herkunft machen, wird viel daran herumgedeutelt werden. Nun, Sie haben es ja nicht anders gewollt!“

„Nein!“ Und die Augen schließend, schauderte Räte leicht zusammen. „Es ist unser Kind — nur unser Kind —“ sagte sie mit einer seltenen Härte im Ton. „Und etwas andres existiert nicht!“

Kopfschüttelnd und fragend sah er sie an, betroffen über ihren Ton.

Da stieß sie hervor: „Ich habe Angst!“

Er fühlte, wie die Hand, die auf seinem Arm lag, leise bebte. —

Mitten in der Heiterkeit des Abends war es auf Rätes Freude wie eine Lähmung gefallen. Sie wurde viel nach dem kleinen Wolf gefragt — das war so natürlich, man zeigte ihr durch diese Fragen freundschaftliches Interesse — und man beobachtete sie dabei im stillen: ganz großartig, wie sie sich benahm! Man hätte der zarten Frau kaum solchen Heroismus zugetraut. Wie sehr mußte sie ihren Mann lieben, daß sie sein Kind — denn der Knabe mußte ja sein Kind sein, die Ähnlichkeit war zu augenfällig, ganz genau derselbe Gesichtsschnitt, das gleiche dunkle Haar — dieses Kind seiner schwachen Stunde an ihr Herz nahm, ohne Gross, ohne Eifersucht. Sie, die Kinderlose, das Kind einer andern! Das war großartig, fast zu großartig! Das begriff man denn doch nicht ganz.

Und Räte empfand instinktiv, daß in den Fragen, die man an sie richtete, etwas verbsteckt lag, — war es Bewunderung oder Mitleid, Zustimmung oder Missbilligung? — etwas, das man nicht fassen, nicht einmal nennen konnte, nur argwöhnen. Und das machte sie besangen. So gab sie auf freundliche Fragen nach Wölfchen nur zurückhaltende Antworten, war knapp in der Erzählung, fühl im Ton und konnte doch ein heimliches Vibrieren ihrer Stimme nicht hindern. Das waren die zärtliche Freude, der Mutterstolz, die sich nicht unterdrücken ließen, die Wärme ihres Gefühls, die ihrer Stimme den verborgenen Unterton der Erregung liehen. Andre nahmen's für eine ganz andre Erregung.

Die Damen, die nach aufgehobener Tafel sich noch im Garten ergingen, plauderten vertraulich. Diekieferduftenden Gartengänge, in denen die Lampions nur bunt glühten, aber nicht erhellten, waren recht dazu geeignet. Man wandelte zu zweien und dreien, Arm in Arm, und sah sich vorsichtig erst nach Lauschern um: daß

nur die gute Frau nichts hörte! Da war kaum eine unter den Frauen, die nicht ihre Beobachtungen gemacht hatte. Wie tapfer sie sich hielt, es war eigentlich ergreifend anzusehen, wie Empfindlichkeit und Neigung, Abneigung und Wärme in ihr rangen, sowie die Rede auf das Kind kam! Und wie sich dann in ihren heiteren Blick eine Unruhe stahl — ach ja, sie möchte viel durchgefämpft haben und noch immer durchkämpfen, die Arme!

Eine einzige meinte zwar, Schlieben viel zu lange und viel zu genau zu kennen, um nicht zu wissen, daß es zum Lachen — nein, daß es geradezu ungeheuerlich sei — von ihm so etwas anzunehmen. Von ihm, dem Korrekten, der nicht nur in der äußerer Haltung und Erscheinung, nein, ebenso innerlich allezeit der untadelige Kavalier war. Von ihm, dem treuesten Gatten, der heute noch, nach langer Ehe, so verliert in seine Käte war, als hätten sie eben geheiratet. Die Sache lag ganz anders: sie hatten sich immer Kinder gewünscht, was war natürlicher, als daß sie sich, nun sie die Hoffnung endgültig aufgegeben hatten, eins angenommen hatten?! Taten denn andre Leute das etwa nicht auch?!

Freilich, das kam schon vor, gewiß! Aber dann erfuhr man doch Näheres: ob es ein Waisenkind war oder der illegitime Abkömmling aus hohen Kreisen, ob es in der Zeitung ausgeboten war — „an edelsdenkende Menschen zu vergeben“ — ob es das Kind eines verlassenen Mädchens oder der unerwünschte Spätling einer schon überreich mit Kindern gesegneten Proletarierfamilie war und so weiter, immer mußte man doch wenigstens einiges. Aber hier — warum denn hier ein solches Geheimnis?! Warum nicht offen erzählt: daher haben wir's, so und so trug's sich zu?!

Frau Käte ganz offen nach der Herkunft des Kleinen zu fragen, war schwer; man hatte sich schon früher einmal in dieser bestimmten Absicht zu ihr begeben, aber gleich nach den ersten einleitenden Sätzen war in die Augen der Frau etwas so Angstvolles gekommen, in ihr Wesen etwas so schein Abnehnendes, daß es mehr als taftlos gewesen wäre, das Gespräch weiter zu verfolgen. Man sah sich gezwungen, das Fragen zu lassen — aber merkwürdig, merkwürdig!

Auch die Herren im Rauchzimmer, die der Wirt einen Augenblick allein gelassen hatte, behandelten das gleiche Thema. Der Doktor wurde ins Gebet genommen.

„Hören Sie, verehrter Geheimrat, Ihr Doct war ja sehr famos, eines Diplomaten würdig, aber uns machen Sie nichts vor! Sie sollten auch nicht wissen, woher der Kleine stammt?! Na!“ Besonders die beiden Sozies intrigierte es, daß Schlieben sie so wenig eingeweiht hatte. Wenn man allen Pix und Pax im Geschäftlichen besprach, hatte man doch auch ein gewisses Anrecht auf die Privatverhältnisse, zumal man schon mit dem alten Herrn zusammen gearbeitet hatte. Wo wäre Paul heute, wenn sie beide nicht für ihn eingetreten wären mit ihrer ganzen Arbeitskraft, zur Zeit, als er noch an allem andern mehr Interesse fand und mehr Geschmack als am Geschäft? Der schon ältere Meier, der sein gutmütig-intelligentes, weinfrohes Gesicht über einem beträchtlichen Embonpoint trug, konnte sich ordentlich über einen solchen Mangel an Vertrauen kränken: „Als ob wir ihm was in den Weg gelegt hätten — lachbar! Doktor, sagen Sie mal wenigstens eins: hat er den Jungen von hier?“

Aber der andre Kompagnon, der etwas galilige Bormann, der alle Jahre nach Karlsbad mußte, unterbrach schroff: „Ich bitte Sie, Meier — Sie sehn doch! Was geht's uns auch an?! Von der letzten großen Reise wollen sie sich ihn mitgebracht haben — na, schön! Wo waren sie denn eigentlich zuletzt? Nach der Schweiz doch, im Schwarzwald und dann in Spaa?“

„Nein, an der Nordsee“, sagte Hofmann ruhig. „Sie sehn's ja auch, der Junge hat ganz friesischen Thpus!“

„Der — ? Mit seinen schwarzen Augen?“ Nein, aus Hofmann war wirklich nichts herauszubekommen! Er machte ein so harmloses Gesicht, daß man hätte meinen können, es sei ihm Ernst anstatt Scherz. Aha, dahinter verschanzte er sich; er wollte eben nichts sagen! Man mußte das Thema fallen lassen.

Der Doktor, der sich im stillen schon der Unschicklichkeit gezielen — o weh, da hatte er, statt den guten Schliebens zu helfen, ihnen erst recht die Neugier auf den Hals gehetzt! — hörte voller Befriedigung, wie die Herren zur Politik übergingen. —

Es wurde Mitternacht, bis die letzten Gäste die Villa verließen; ihre heitere Unterhaltung und ihr Lachen war noch laut in der nächtlichen Stille und noch vom Ende der Straße her deutlich vernehmbar, als sich Mann und Frau am Fuß der Treppe, die zum Oberstock führte, trafen. — Noch standen alle Fenster der unteren

Räume offen, das Silber lag noch auf dem Esstisch, das kostbare Porzellan stand umher — mochte die Dienerschaft es vorläufig wegräumen! Räte fühlte eine große Sehnsucht, das Kind zu sehen. Sie hatte heute so wenig von ihm gehabt — den ganzen Tag Gäste! Und dann all die Fragen, die sie hatte hören, all die Antworten, die sie hatte geben müssen! Ihr Kopf brannte.

Als sie mit ihrem Mann zusammenstieß — Schlieben kam eilig aus seinem Zimmer, er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Zigarren wegzuschließen —, mußte sie lachen: aha, er wollte auch hinauf! Sie hing sich an seinen Arm, und so stiegen sie Stufe um Stufe im gleichen Tritt.

„Zu Wölfchen“, sagte sie leise und drückte seinen Arm. Und er sagte, wie sich entschuldigend: „Ich muß doch mal sehen, ob der Junge von dem Värm nicht wach geworden ist!“

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme und traten vorsichtig auf wie Diebe. Sie stahlen sich ins Kinderzimmer — da lag er so ruhig! Im Schlaf hatte er sich aufgedeckt, die Beinchen zeigten ihr nacktes rosiges Fleisch, und ein warmer, lebensvoller, unendlich frischer Duft stieg auf von dem reinen, gesunden Kinderkörper und mengte sich mit dem Kraftgeruch der Kiefern, den die Nacht durch die geöffnete Fensterspalte herein sandte.

Räte konnte nicht an sich halten, sie bückte sich und küßte das kleine Knie, das Grübchen in seiner festen Rundung zeigte. Als sie wieder aufblickte, sah sie das Auge ihres Mannes mit nachdenklichem Ausdruck auf das schlafende Kind geheftet.

Sie war so gewohnt, alles zu wissen, was ihn bewegte, daß sie fragte: „Was denkst du, Paul? Bist du verstimmt?“

Er sah sie ein paar Augenblicke mit einer gewissen Zerstreutheit an und dann an ihr vorbei; er war so in Gedanken, daß er ihre Frage gar nicht gehört hatte. Nun murmelte er: „Ob es doch nicht besser wäre, offen zu sein?! Hm!“ Er schüttelte den Kopf und strich sich nachdenklich den Bart am Kinn spitz zu.

„Was sagst du, was meinst du? — Paul!“ Sie legte ihre Hand auf die seine.

Das weckte ihn aus seinen Gedanken. Er lächelte ihr zu und sagte dann: „Räte, wir müssen den Leuten reinen Wein einschenken! Warum denn auch nicht sagen, woher er stammt? Ja, ja, es ist viel besser, ich fürchte,

wir werden sonst noch rechte Unannehmlichkeiten haben! Und wenn's der Junge nun beiziehen erfährt, daß er eigentlich nicht unser Kind ist — ich meine, unser rechtmäßiges —, was schadet das denn?“

„Um Gottes willen!“ Sie erhob die Hände wie in Entsetzen. „Nein — um keinen Preis — nein! Nie, nie! Sie sank am Bettchen nieder, breitete beide Arme wie schützend über den Kinderkörper und schmiegte ihren Kopf an die kleine warme Brust. „Paul, dann ist er uns verloren!“

Bitternd holte sie schwer Atem. Es lag ein solches Grauen in ihrem Ton, eine so große Angst, ein wahrhaft prophetischer Ernst, daß es den Mann stutzig machte.

„Ich dachte nur — ich meine — ich fühle eigentlich längst die Verpflichtung“, sagte er stockend, wie sich während gegen ihre Angst. „Es ist mir unangenehm, daß die — daß die Leute — nun, daß sie reden! Räte, sei nicht so merkwürdig, warum sollen wir's denn nicht sagen?“

„Nicht sagen — warum nicht?! Paul, das weißt du doch selbst! Erfährt er's — oh, diese Mutter — oh, dieses Venn!“

Sie hielt den Knaben nur noch fester umschlungen; aber den Kopf hatte sie von seiner Brust gehoben. Aus dem blässen Gesicht sahen ihre Augen ganz verstört ihren Mann an: „Hast du die denn vergessen?!”

Der zitternde Ton wurde hart: „Nein, nie darf er's wissen! Und ich schwöre es, und du mußt es mir auch versprechen, heilig versprechen, heut' an diesem Tage, hier an seinem Bettchen, bei seinem friedlichen Schlaf — Paul, und wenn ich sterben sollte, auch dann nicht —“, sie steigerte sich immer mehr in ihrer Erregung, ihr harter Ton wurde fast schreiend —, „nie werden wir's ihm sagen! Und ich gebe ihn nicht her! Er ist nur mein Kind, nur unser Kind allein!“

Der Ton schlug um: „Wölfchen, mein Wölfchen, du wirst doch nie von Mutterchen gehn?!“

Jetzt strömten ihre Tränen, und unter diesen Tränen küßte sie das Kind so heftig, so inbrünstig, daß es erwachte. Aber es weinte nicht, wie sonst wohl, wenn es im Schlaf gestört ward.

Es lächelte, und beide Armchen um den Hals der sich zu ihm Niederbeugenden schlingend, sagte es schlaftrunken noch, aber doch deutlich klar: „Mutti!“

Sie stieß einen Laut des Entzückens aus, einen Ruf triumphierender Freude: „Hörst du's? Er sagte: „Mutti!““

Sie lachte und weinte durcheinander wie in einem Übermaß von Glück und haschte nach der Hand ihres Mannes und hielt ihn fest: „Paul — Väterchen! — komm, gib du unserm Kinde jetzt auch einen Kuß!“

Und Schlieben bückte sich auch nieder. Seine

Frau schlang den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf noch tiefer herab, dicht neben den ihren. Da legte das Kind den einen Arm um seinen Nacken, den andern um den ihren.

Sie waren sich alle drei so nah in dieser stillen Sommernacht, in der alle Sterne glänzten und Mondstrahlen silberne Brücken schlugen vom friedvollen Himmel hinab zur friedvollen Erde. (Fortsetzung folgt.)

Blick in den Strom.

Sahst du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu seh'n,
Wo alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebtestes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluss,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinräumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele steht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Nikolaus Lenau.

Reise-Grinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca.

Von Dr. Robert Beder, Buenos Aires.

(Fortsetzung.)

Landschaftlich ist die Gegend von Capillitas kein sehr ansprechender Ort. Kahle Bergwände dehnen sich rings umher, denen jegliches fließende Wasser fehlt. Die Winter sind kalt, die Sommer oft sehr heiß und drückend, zumal wenn der staubbeschwere Nordwind herrscht, so daß die Jahreszeiten jener wohltuenden Abwechslung entbehren, durch die das Gemüt für die schwere Arbeit in den Gruben frisch erhalten werden kann. Da darf man die drastischen Worte verzeihen, die der englische Ingenieur bei seiner Abreise an die Wand der Stube malte und die ich folgendermaßen in mein Notizbuch abschrieb:

Farewell Capillitas, farewell,
I am bidding you a fond adieu,
I may go to Hell some day
But never will I come back to you.

Die Gegend von Capillitas leidet übrigens noch unter einem besonderen Übelstand, der den Minenbetrieb in gewissem Grade auch in Mitleidenschaft zieht, ich meine die „Temblera“, eine Krankheit, welche die Pflanzenfresser, besonders Pferde, Maultiere und Esel befällt und wie der Name schon mitteilt, sich anfänglich in einem starken Zittern äußert und bis zum Verlust des Gleichgewichtes führen kann, welches das Tier mit allen Anstrengun-

gen bestrebt ist beizubehalten. Tritt nach Tagen oder sogar nach Wochen keine Besserung ein, so äußert sich ein Verfall der Kräfte, der mit dem Tode des Tieres endet. Diese Krankheit, die alljährlich viele Opfer fordert, ist seit langem bekannt, doch fehlen meines Wissens Angaben über deren Verbreitung in früheren Jahrhunderten, oder diese sind wahrscheinlich in irgend einer Form in den Provinzial-Archiven oder dem „Archivo de las Indias“ in Sevilla versteckt. Über den Ursprung dieser Krankheit herrschten die vielseitigsten Ansichten. Erst in jüngster Zeit ist es einigen argentinischen Forschern gelungen, die Ursache der Tembladera endgültig festzustellen. Sie besteht in einer Pilzart (*Endoconidium tembladerae*), die auf einem ganz bestimmten Gras, der *Festuca Hieronymi* Hackel, gedeiht. Durch das Fressen der mit diesem Pilze behafteten Pflanze entwickelt sich in wenigen Stunden die gefürchtete Krankheit, wie durch sorgfältige Versuche an der Landwirtschafts- und Tierarznei-Schule in La Plata einwandfrei festgestellt wurde. Am meisten sollen der Wirkung nach Esel, Maultier und Pferd dafür empfänglich sein (ich habe zwar auch schon die umgekehrte Folge gehört), während man über Todesfälle bei Rindvieh, Schafen und Ziegen wenig hört; doch kann